

**FRIEDENSPREIS**   
DES DEUTSCHEN BUCHHANDELS

**1955**  
**Hermann Hesse**

Börsenverein des Deutschen Buchhandels



## Richard Benz

### *Laudatio*

*Das Reich des Geistes ist geendet,  
zerstört die alte Herrlichkeit,  
die Schönheit weinend abgewendet -  
so gnadenlos ist unsre Zeit.*

...

*Der Dichter kann nicht mit verarmen;  
wenn alles um ihn her zerfällt,  
hebt ihn ein göttliches Erbarmen -  
der Dichter ist das Herz der Welt.*

Diese Worte Eichendorffs dürfen wohl über unserer Feier stehen. Wenn die erste Strophe die Welt-Situation malt, mit Worten, die uns heute begründeter scheinen als zu Eichendorffs eigener Zeit: Verlust der alten Bindungen, Entwendung der Schönheit, Zerstörung so vieles Herrlichsten außen und innen; so verheißt uns die andere Strophe die Wiederbringung alles Entschwundenen, Zerstorten; seine Wiedergeburt aus dem Herzen der Welt: das immer wieder im Dichter lebt und liebt und leidet.

Wir feiern und ehren einen Dichter als Wähler des Friedens.

Aber für den Frieden wirken heißt nicht nur für ihn kämpfen, wie es Hermann Hesse mit dem Einsatz seiner Person getan hat. Es heißt: ihm Sinn geben; wie nur der Dichter es vermag.

Und dies ist seine größere Mission gewesen, die Höheres verbürgt, als nur ungestört von feindlicher Macht zu existieren.

Frieden auf Erden kommt nicht als Geschenk von außen; er will errungen sein, Kampf geht ihm voraus: Kampf in der eigenen Brust. Lebenslang muß ihn gerade der Friedensbringer kämpfen und leiden.

Was verleiht ihm dazu die Kraft? Gewiß kein bloßes friedfertiges Ja-Sagen zur vorgefundenen Gestalt der Welt.

Ihr wird er vielmehr entgegensetzen, was Hesse die größte Tugend genannt hat: den Eigensinn - wer diesen hat, gehorcht dem Gesetz in sich selbst: dem »Sinn« des »Eigenen«. »Würde die Mehrzahl der Menschen diesen Mut und Eigensinn haben, so sähe die Erde anders aus.«

Hier gibt es Gegner; und es gibt Verbündete. Beides erlebt schon das Kind. Dem Pietis-

mus des Elternhauses verdankt Hesse den religiösen Sinn, den er immer wieder als den eigentlichen Antrieb seines Schaffens bezeichnet hat. Aber in der überlieferten Form kann er den Glauben nicht annehmen - sein Eigen-Sinn revoltiert gegen das, was hinter dem Pietismus steht, die Brechung des Willens, das Dogma von der Sündhaftigkeit alles Weltlichen, Natürlichen.

Hier kommt ihm zu Hilfe ein anderes Element seiner Herkunft: das Aufwachsen in volk- und naturhafter Umgebung schwäbischer Schwarzwaldlandschaft. »Ich hatte ein gewisses Rüstzeug für das Leben mir längst schon vor Beginn der Schuljahre erworben. Ich wußte Bescheid in meiner Vaterstadt, in den Hühnerhöfen und in den Wäldern, in den Obstgärten und in den Werkstätten der Handwerker, ich kannte die Bäume, Vögel und Schmetterlinge.«

Aus diesem unschuldig-vertrauten Schauen der Welt, aus diesem Einklang in Natur erwächst ihm frühe Ahnung seiner Berufung.

»Von meinem dreizehnten Jahre an war mir das eine klar, daß ich entweder ein Dichter oder gar nichts werden wolle.«

So scheitert, bei aller Begabung, die Bildung durch die Schule; und das »Garnichts« ist oft lebensgefährlich nah. Er nimmt zuletzt seine Erziehung selbst in die Hand; und hier hilft ihm die gewaltige großväterliche Bibliothek, »ein ganzer Saal voll alter Bücher, der unter anderm die ganze deutsche Dichtung und Philosophie des 18. Jahrhunderts enthielt.«

Als er sich für einen Beruf entscheiden muß, wird er Buchhändler, um auf diese praktisch-reale Weise der Welt des Geistes nahe zu sein.

Er stürzt sich in das, was der Tag an ihn heranträgt, die reichaufschießende moderne Literatur. Es ist wie ein Rausch, aber es befriedigt ihn nicht - die Erkenntnis geht auf, »daß im Geistigen ein Leben in der bloßen Gegenwart, im Neuen und Neuesten unerträglich und unsinnig ist; daß die Beziehung zum Gewesenen, zur Geschichte, zum Alten und Uralten ein geistiges Leben überhaupt erst ermögliche.«

Man hat diese Wendung des Dichters zur Tradition darin erschöpft gesehen, daß er als

Schaffender seinen Ausgang von der Romantik nahm: sein erstes Gedichtbuch trägt den Namen *Romantische Lieder*, eine frühe Novelle heißt *Der Novalis*, sein erstes Märchen, *Lulu*, ist in der Art von E. T. A. Hoffmann geschrieben und ausdrücklich ihm gewidmet. Aber die Beziehung liegt tiefer. Mit der epigonalen Fortsetzung ist es bald vorüber - »es war im Grunde unnütz«, sagt er, »diese holden Vorbilder nachzuahmen.« Dennoch bleibt die letzte große Epoche, zu der ja auch die Musik von Bach bis Schubert gehört, für ihn von kanonischer Geltung.

Für seinen religiösen Instinkt war hier die ersehnte Ergänzung: die Einbeziehung der Natur in eine Heiligung und Vergeistigung, wie sie das überlieferte Christentum nicht kannte oder nur in einzelnen, wie Franz von Assisi, erlebt hatte, dem Hermann Hesse ja auch früh ein Denkmal setzte, in der Nacherzählung seiner Legende.

Im deutschen 18. Jahrhundert aber hatte sich die erlöschende Frömmigkeit am Erlebnis der Natur neu entzündet - in Herders Gott-Natur, in Goethes Liedern und Hymnen, Haydns Naturseligkeit, Mozarts Weltfrömmigkeit, in der Dichtung Jean Pauls und der Romantik - war immer die »große Mutter«, wie Goethe die Natur zuerst nannte, mit ihrer Sinnen- und Seelenmacht dem Geiste gesellt worden zu unendlicher Schöpfung.

Das waren die helfenden Mächte, Natur und Tradition, die den Dichter Hesse auf seine Bahn geleiteten. Aber auch die Widerstände wurden jetzt mit gewecktem Sinn gespürt.

Es ist die Gegenwart, die eigene Zeit, die er bekämpfen, die er verneinen muß, in den Formen, in denen sie sich ihm darbietet: als Massenzivilisation, als Technisierung und Mechanisierung auch im Geistigen, im fremden sinnentleerten Betrieb der Stadt.

In mythischer Größe richtet er dagegen eine noch vorhandene Urwelt auf, wie sie ihm im Hochgebirge der Schweiz zum Erlebnis geworden war - sein *Peter Camenzind*, der vom Gebirge herabsteigt und die ganze Modernität mit Kunst und Literatur durchlebt, kehrt zuletzt der Zivilisation den Rücken, findet bewußt zu Berg und See der Heimat zurück.

Auch das zweite große Erzählungswerk *Unterm Rad* ist, aus selbsterlebter Kindheitsqual, vernichtendes Urteil über die Zeit, ihre herrschenden Bildungs- und Erziehungsmächte.

Es gehört zu dieser Stellung zur Welt, wenn der Dichter damals selber eine ländlich-bäuerliche Existenz, am Bodensee, zu verwirklichen

sucht. Aber ein solcher Friede war nicht sein Los. »Um Distanz und Überblick zu gewinnen«, geht er auf Reisen, zuletzt nach Indien. Rechenschaft über sich selbst und seine künstlerische Spannweite scheinen auch die beiden Romane *Gertrud* und *Roßhalde* zu bedeuten. Aber wenn er hier den Beruf des Musikers oder des Malers zu Ende denkt, so probt und stimmt er im Grunde nur sein Instrumentarium. Zwar wird wirkliche Musik immer die Heimat seiner Seele sein, und eignes Malen wird ihn noch spät beglücken. Aber in seiner Dichtung sind von jeher die beiden äußersten Pole, mit denen sie an den anderen Künsten teilhat, zusammengebogen: im sinnlichen Erklingen bildgesättigten Worts. Diese Klangmacht und Gestalthaftigkeit müssen wir uns immer gegenwärtig halten, wenn wir von ihm nur wie von einem Denker und Deuter zu sprechen scheinen, um ihn vor allem als geistigen Verwandter der Welt zu fassen - sie lebt im kleinsten Gedicht, in der schlichtesten Erzählung, als etwas, was wir nicht nur als artistisches Wunder bestaunen, sondern als geheimnisvolles und doch so vertrautes Fluidum erleben, das uns einhüllt wie in ein liebendes Einswerden mit den Dingen, die er anrührt.

Nur läßt sich leider nicht in Begriffen davon sprechen; das erklingende Dichterwort selber kann es allein uns weisen; wie wir es hier ja noch vernehmen werden.

Wir vergessen es nicht, das immer im gleichen Rhythmus schlagende Herz der Welt - über den Stürmen und Kämpfen, die es bewältigte. Und diese Stürme und Kämpfe brachen nun mit dem Krieg erst ganz über den Dichter herein. Sie kosteten ihn fast die Existenz, sie brachten ihm fast den Bruch mit der alten Heimat.

0 *Freunde, nicht diese Töne* - mit diesen Worten war er 1914 auf den Plan getreten, um der Geistesverwirrung Einhalt zu tun, die in allen Völkern die kulturellen Werte und Leistungen der Gegner herabzusetzen, ja zu boykottieren begann. Das Echo, das aus Deutschland kam, war erschreckend und entmutigend. Aber es gab auch beglückende Erfahrung.

Es ist eine wundersame Fügung, daß der eine unter uns weilt, der damals ihm zu Hilfe kam, und in einem »vehementen Aufsatz«, wie er es selber nennt, das Ethos von Hesses Persönlichkeit und das Recht auf seine Gesinnung verteidigte, Theodor Heuss, heute unser allverehrter Bundespräsident, dem dafür auch in dieser Stunde unser Dank gilt, jetzt, da er durch sein

Erscheinen bei unserer Feier nicht nur unter eine alte Freundschaft, sondern auch unter das schöne Paradoxon einer »Friedens-Kampfgemeinschaft« das Siegel setzt.

Im Dichter aber bewirkte der Krieg eine tiefe Wandlung.

Er litt unsäglich; was über der Lyrik jener Jahre steht, *Musik des Einsamen*, das könnte man als Titel auch über die Folge seiner großen Prosa-Dichtungen setzen; deren Sinn aber zugleich ein anderer Name zusammenfaßt, den ein späteres Gedichtwerk trägt: *Krisis*.

Die neue Einsicht brach sich Bahn: daß man die Ursache alles Zerstörerischen und Chaotischen nicht bei den andern, sondern in sich selber suchen müsse; allerdings, wie er sagt, mit dem Gefühl, »als handle es sich dabei um alles Menschenlos überhaupt«.

Der *Demian* ist von dieser Einkehr das erste Zeugnis. In ihm ist bohrende Psychologie und Selbstanalyse, wie auch die Zeit sie kennt. Er aber hob, was er fand - und das ist der große Schritt - ins Urtümliche, Mythische.

Wie bei Bachofen wird ihm die väterliche, die männlichkriegerische Welt überstrahlt von der Gestalt der Mutter, die ja in Urzeiten das einige Friedensreich verkörpert. Sie ist ihm Eva, Urmutter und Geliebte zugleich; dämonisch-rätselhaft, und doch sinn-spendend-erlösend.

Sie ist auch die Schutzgöttin der Freundschaft; der friedlich-geistigen Beziehung von Mann zu Mann. Solche Freundschaft zieht sich fast durch alle Schöpfungen des Dichters; in Sinclair und Demian tritt sie unter den Zauber magischer Vorbestimmung.

Aber für die Einsamkeit, in welche der schöpferische Mensch eingekerkert ist, gibt es noch einen anderen Trost als gedichtete Freundschaft - den Ausblick zur Höhe, den Glauben an eine offenbare Geisteswelt - das Verhältnis zur Tradition wird jetzt erst ganz bewußt und ganz fruchtbar. Der Dichter wird zum großen Wiederbringer, zum Wahrer der Tradition, indem er sie mit den Nöten der Zeit konfrontiert, unsern Weltzustand mit ihr erhellt, durchleuchtet.

Im *Steppenwolf* ist der Gegensatz des Geistmenschen zum Irdisch-Bürgerlichen auf die furchtbare Formel des ausbrechenden schweifenden Tieres gebracht; der Zwiespalt scheint unheilbar.

Da steigt, unmittelbar aus der Realität, das *Märchen*, das Kühnste, was Hesse gedichtet hat: Das Magische Theater öffnet seine Pforten, auf

überwirklicher Bühne lehrt Mozart in Person durch alle Verhüllungen und Verzerrungen barbarischer Zivilisation hindurch den Geist und das Göttliche erkennen. Der Dichter hat dazu selbst gesagt: »Es ist aber damit nichts getan, daß man Krieg, Technik, Geldrausch, Nationalismus etc. als minderwertig ankreidet. Man muß an die Stelle der Zeitgötzen einen Glauben setzen können. Das habe ich stets getan: im *Steppenwolf* sind es Mozart und die Unsterblichen und das magische Theater, im *Demian* und *Siddharta* sind dieselben Werte mit anderen Namen genannt. Man kann mit diesem Glauben leben, dessen bin ich sicher. Man kann mit ihm nicht nur das Leben ertragen, sondern auch die Zeit überwinden.«

Der Dichter hat mit diesem Werk die Zeit überwunden. Die Dimension der Gegenwart, unsres Weltaußenblicks, ist für ihn vorüber. Es bleiben die andern beiden Dimensionen: Vergangenheit und Zukunft. Es ist das Mittelalter, mit aller goldgrundierten Bild- und Farbglut, darin die Geschichte von *Narziß und Goldmund* spielt. Was im *Demian* fast fehlt, wird sichtbar: die Welt des reinen Geistes, hier des Klosters, wird Ausgangspunkt und Heimfindung auch für Goldmund, den Vertreter der Gegenwelt des Mütterlichen, Erdhaft-Sinnlichen. Noch einmal siegt die Mutterwelt; denn der den Frauen und der Liebe Verfallene ist zugleich der Schöpferische, der Künstler, der mitten im rastlosen Schweifen sein Schauen der Welt zum plastischen Bilde formt. Und der Geist steht vor dieser Herrlichkeit und vor dem Glauben an Leben und Liebe ratlos und erschüttert.

Die Freundschaft, aus welcher auch dieses Werk der größten Polaritäten lebt, weitet sich dem Dichter zur Sicht einer Gemeinschaft, in welcher jene Gegensätze versöhnt sind: der zeitlosen Gemeinschaft aller Geistigen und Schöpferischen, die es im irdisch begrenzten Augenblick so selten gibt.

Was so manchem Einsamen nur zehrende Sehnsucht ist, nach den Geistverwandten in ferneren Zeiten und Zonen, das wird in der *Morgenlandfahrt* zur tröstlichen Vision einer Bruderschaft, die zu einem gemeinsamen Ziel sich findet. »Wir zogen nach Morgenland, wir zogen aber auch ins Mittelalter oder ins goldene Zeitalter ... unser Morgenland war ja nicht nur ein Land und etwas Geographisches, sondern es war die Heimat und Jugend der Seele, es war das Überall und Nirgends, war das Einswerden aller

Zeiten.«

Diese Fahrt kommt gleichsam zu Ruhe und Ziel am Gestade Kastaliens im *Glasperlenspiel*. Aus dem Einswerden der Zeiten im Durchwandern der Geschichte wird beharrender Raum.

Der Begriff des Architektonischen, seit dem Barock als Bauen aus geistigem Grunde verloren, wird angewandt auf unsre letzte Tradition; gibt ihr erst das Abschließende, Verpflichtende, Erzieherische. Wenn dazu Voraussetzung ist »ein sehr weitgehender Verzicht auf das Hervorbringen von Kunstwerken«, so bedeutet dies nicht, wie man gemeint hat, eine asketische Absage an Schöpfung überhaupt - wie könnte ein Dichter sie vollziehen! Es ist nur Schöpfung anderer Art: baumeisterliche, ordnende, wertsetzende; und zugleich dienende, wie schon der Name seines Helden, Josef Knecht, es ausspricht. Er löscht damit weder aus, was er in seiner reinen Lyrik und Epik uns gegeben hat; noch opfert er der Wendung zum Dienst am Geist die Erkenntnisse, die er mit der Welt der Mütter gestaltete.

Was uns Stufen zu ihm hinauf sind, von denen uns immer nur eine nach der andern bewußt wird: das ist bei ihm allgegenwärtig und auch in der pädagogischen Provinz um ihn versammelt zu denken: wenn auch nicht mehr ausdrücklich davon die Rede ist.

Mag ihn seine Kunst andern großen Künstlern gesellen - die Einsicht in die Notwendigkeit des Dienstes an einem Höheren stellt ihn zuletzt auch an die Seite der »Erzieher des Menschengeschlechts«, die dann hervortreten, wenn die Werte wanken, wenn die Gefährdung des Welt-Sinns es notwendig macht.

Und da geht es auch um das Schicksal der Musik. Sie entstammt ja, die Unsichtbare, dem Mütterlichen, der Nacht. Und als ihr dunkles orakelhaft zweideutiges Wesen einmal, in jener hohen Zeit, geistdurchleuchtet ward; da hat es doch bei vielen wieder nur Gefühlsübermächtigung, Rausch und Traum bewirkt und Verschleierung der Wirklichkeit.

In Kastalien, der pädagogischen Provinz, wird Musik gleichsam statisch, als die am ernstesten gepflegte Kunst. Statt belangloser Fortsetzung und an Stelle eines »Virtuosentums ohne Hierarchie« erwächst ihr Deutung und Anwendung: Verfestigung in der strengen Gesetzmäßigkeit des Kosmischen durch Mathematik; Spiegelung in den andern Künsten und Geisterkenntnissen. Das ist der Sinn des geheimnisvollen

*Glasperlenspiels*: Begehung der Einheit des Geistes in immer neuer Wandlung und Verknüpfung des einzelnen.

Der kastalische Orden gibt sich als Utopie, ins künftige Jahrhundert hineinprojiziert. Aber Utopie ist niemals willkürliches Phantasma, sondern Geheimlehre: Mahnung für die Wissenden und Ahnenden der eigenen Zeit.

Was unsre Zukunft daraus entnehmen wird, wissen wir nicht. Vielleicht tröstet sich ihre Trägheit damit, daß auch der Dichter-Denker solche Verwirklichungen des Geistes für endlich erkennt: den Mächten der Geschichte irgendwann verfallen; wie der Benediktinerpater Jakobus, diese wundersame Re-Inkarnation Jacob Burckhardts, aus tausendjähriger Erfahrung es den Josef Knecht gelehrt hat. Gleichsam dem zuvorzukommen, treibt es diesen, sein Amt niederzulegen, den Orden zu verlassen, um sich in der bisher ausgeschlossenen fremden Welt draußen zu bewähren. Mit dem Opfer seines Lebens besiegelt er sein pädagogisches Ethos an einem noch unreifen, schwer zu gewinnenden Zögling; dessen Erschütterung in eine weitere, Geschichts- und Geistwelt vielleicht versöhnende Zukunft weist. -

Wir verstehen, wenn der Dichter über diese Gipfelung hinaus, trotz weiter bezeugter Schaffenskraft, wie in seiner hohen Alterslyrik, keine große Planung mehr in Angriff nimmt. Hier geht es kaum weiter. Hier bleibt auch ihm nur die Bewährung: für sein Werk und Wesen im Leben einzustehen.

Er hat es seit langem geübt in der pädagogischen Provinz seiner Briefe; da er Zahllosen, direkt und indirekt, Rede und Antwort steht; aus letzter Verantwortung für Zeit und Welt auf seine Weise sich opfert.

So darf er eigene Briefe und Leserbriefe der Öffentlichkeit überlassen, da sie über das Persönliche hinausgewachsen sind und davon Zeugnis geben - wie er es in einem Briefe formuliert -, »daß Dichterwort in schweren und schwersten Zeiten nicht nur schönes Spiel, sondern Brot und Wein der Seele sein kann, Stärkung, Rettung, Hilfe beim Leben und Sterben«.

Mit dem Dank für das große, wahrrende, einweihende, auferbauende Werk seiner Dichtung dürfen wir in dieser Stunde auch den Dank sagen für diese Seelen-Tröstungen aus dem Herzen eines großen Liebenden. Der Dichter *ist* das Herz der Welt.

## Hermann Hesse

---

### *Dankesrede*

Inwieweit ich des mir zugesprochenen Preises würdig sei, mögen andre beurteilen. Es gibt Erfolgreiche, denen weit über Verdienst die Ehrungen zufallen und denen gelegentlich angesichts solcher Verwöhnung recht wohl bange werden kann im Gedanken an jenen Polykrates und seinen Ring - es gibt umgekehrt Hochverdiente, Männer edelster Art und Schöpfer unvergänglicher Werke, denen ihre Zeit und Mitwelt nicht gerecht zu werden vermag und bei deren Namen die Nachwelt mit einem Schaudern sich erinnert, daß sie unerkant und ungeehrt gelebt haben und gestorben sind. Wieweit also die Erfolgreichen ihrer Erfolge würdig seien, möge die Nachwelt entscheiden. Wenn ich den Mut aufbrachte, den mir heute zuteil gewordenen Preis anzunehmen, so geschah es vor allem seines Namens wegen.

»Friedenspreis des Deutschen Buchhandels« - das ist ein Name, zu dem ich nahe und lebhaft Beziehungen habe und der mir innigste Erinnerungen erweckt.

Da ist, um mit dem Spender des Preises zu beginnen, der deutsche Buchhandel! Ein Autor, der mehr als ein halbes Jahrhundert deutsche Verleger gehabt hat und vom deutschen Buchhandel getragen und gefördert wurde, der überdies dem Buche und dem Buchwesen manche literarische Arbeit gewidmet hat, für den ist der deutsche Buchhandel ein ehrwürdiges und unentbehrliches Institut, ein bewährtes Werkzeug des deutschen Geistes, ein Kulturträger von beinahe gleicher Wichtigkeit wie Schule und Hochschule. Und wer sein Leben lang mit Büchern zu tun gehabt hat, der hat oft genug dankbar feststellen können, daß die Organisation des deutschen Buchhandels in der Welt unübertroffen, ja unerreicht dasteht.

Aber meine Beziehungen zu dieser edlen Zunft sind noch viel persönlichere und intimere als die des Autors und Bücherliebhabers. Mein Vater und vor ihm mein Großvater waren literarische Leiter eines Verlages, der hundert Jahre lang erbauliche, theologische und populärwis-

senschaftliche Bücher erzeugt und vertrieben hat, und schon in den Knabenjahren war mir der Geruch von frischer Fahnenkorrektur, von Leinwand, Karton und Kleister, waren mir die Namen vieler Verlage vertraut. Und als ich nach stürmischen Entwicklungsjahren mich zu einem Beruf entschließen mußte, war es der Buchhandel, den ich wählte, vermutlich schon in der Hoffnung, er werde mir als Sprungbrett zum Beruf des Schriftstellers dienen. Ich habe den Sortiments- und Antiquariatshandel in Tübingen und in Basel gründlich gelernt und einige Jahre lang ausgeübt, ich habe Bücher verkauft, Zeitschriften ausgeliefert, Leipziger Ballen geöffnet, Ostermeß-Abrechnungen mitgemacht, das Börsenblatt gelesen und die schweren Bände des Hinrichs'-schen Fünfjahrskatalogs befragt und als Gehilfe im Antiquariat viele Katalogzettel verfaßt und zahllose Suchzettel ausgefüllt. So alt also und so intim sind meine Beziehungen zum Buchhandel, sie reichen bis in die Kindheit zurück.

Nicht ganz so alt, doch immerhin auch schon über vier Jahrzehnte sich erstreckend ist mein Verhältnis zum Frieden und mein Versuch, mich in seinen Dienst zu stellen. Der Krieg von 1914 war noch keine zwei Monate alt, als ich im Hause meines Freundes Conrad Haussmann in Stuttgart das Gedicht vom Frieden schrieb:

*Jeder hat's gehabt,  
Keiner hat's geschätzt,  
Jeden hat der süße Quell gelabt -  
O wie klingt der Name Friede jetzt!*

*Klingt sofern und zag,  
Klingt so tränenschwer,  
Keiner weiß und kennt den Tag,  
Jeder sehnt ihn voll Verlangen her.*

*Sei willkommen einst,  
Erste Friedensnacht,  
Milder Stern, wenn endlich du erscheinst  
Überm Feuersdampf der letzten Schlacht.*

*Dir entgegenblickt  
Jede Nacht mein Traum,  
Ungeduldig rege Hoffnung pflückt  
Ahnend schon die goldne Frucht vom Baum.*

*Sei willkommen einst,  
Wenn aus Blut und Not  
Du am Erdenhimmel uns erscheinst,  
Einer andern Zukunft Morgenrot!*

Und um dieselbe Zeit - es war die Zeit der deutschen Anfangssiege von 1914 - standen in einem meiner Zürcher Aufsätze die Worte: »Krieg war immer, seit wir von Menschengeschicken wissen, und es waren keine Gründe für den Glauben da, er sei nun abgeschafft. Es war lediglich die Gewohnheit langen Friedens, die uns das vortäuschte. Krieg wird so lange sein, als die Mehrzahl der Menschen noch nicht in jenem Goetheschen Reich des Geistes mitleben kann. Krieg wird noch lange sein, er wird vielleicht immer sein. Dennoch ist die Überwindung des Krieges nach wie vor unser edelstes Ziel und die letzte Konsequenz abendländisch-christlicher Gesittung. Der Forscher, der das Mittel gegen eine Seuche sucht, wird seine Arbeit nicht wegwerfen, wenn eine neue Epidemie ihn überrascht. Noch viel weniger wird >Friede auf Erden< und Freundschaft unter den Menschen jemals aufhören, unser höchstes Ideal zu sein. Menschliche Kultur entsteht durch Veredlung tierischer Triebe in geistigere, durch Scham, durch Phantasie, durch Erkenntnis. Daß das Leben wert sei, gelebt zu werden, ist der letzte Inhalt und Trost jeder Kunst, obgleich alle Lobpreiser des Lebens noch haben sterben müssen. Daß Liebe höher sei als Haß, Verständnis höher als Zorn, Friede edler als Krieg, das muß ja eben dieser unselige Weltkrieg uns tiefer einbrennen, als wir es je gefühlt haben.« Dieser Klang geht durch meine späteren Schriften weiter bis ins *Glasperlenspiel* und darüber hinaus. Und es ist nicht nur der Völkerkrieg mit den Waffen, des-

sen Grauen und dessen Unsinn mir klargeworden waren. Es ist jeglicher Krieg, es ist jegliche Art von Gewalt und streitbarem Eigennutz, es ist jede Art von Geringschätzung des Lebens und von Mißbrauch des Mitmenschen, was mir Sorge macht. Ich verstehe unter Friede nicht nur das Militärische und Politische, sondern ich meine den Frieden jedes Menschen mit sich selbst und mit dem Nachbarn, die Harmonie eines sinnvollen und liebevollen Lebens. Es bleibt mir zwar nicht verborgen, daß im rücksichtslos harten Arbeits- und Erwerbsleben des heutigen Alltags dieses Ideal eines edleren und würdigeren Lebens den meisten verstiegen und wirklichkeitsfern erscheinen muß. Aber Sache des Dichters ist es ja nicht, sich irgendeiner aktuellen Wirklichkeit anzupassen und sie zu verherrlichen, sondern über sie hinweg die Möglichkeit des Schönen, der Liebe und des Friedens zu zeigen. Sie können niemals voll verwirklicht werden, diese Ideale, so wie ein Schiff auf stürmischer See nie den idealen Kurs einhalten kann. Es muß aber dennoch seinen Kurs nach den Sternen richten. Und wir müssen dennoch und trotz allem den Frieden wünschen und dem Frieden dienen, jeder auf seinem Wege und in seiner Umwelt. Ich darf mich nicht fromm nennen im Sinn meiner Vorfahren, aber unter den Bibelworten, die ich gläubig verehere, steht obenan jenes Wort vom Frieden Gottes, der höher ist denn alle Vernunft.

Der Stadt Frankfurt, die mich schon gleich nach dem Ende des furchtbaren Krieges durch die Verleihung des Goethepreises geehrt hat, gedenke ich in Dankbarkeit. Daß gerade hier, und in der ehrwürdigen Paulskirche, diese Feier stattfindet, ist mir eine besondere Freude. Vor allem aber gilt mein Gruß und Dank dem Börsenverein des Deutschen Buchhandels und den Männern, die an seiner Spitze stehen und ihm seine hohe kulturelle Bedeutung wahren helfen. Möge ihm ein glückliches Wirken in Frieden beschieden sein!

Diese Texte sind urheberrechtlich geschützt. Der Nachdruck und jede andere Art der Vervielfältigung als Ganzes oder in Teilen, die urheberrechtlich nicht gestattet ist, werden verfolgt. Anfragen zur Nutzung der Reden oder von Ausschnitten daraus richten Sie bitte an [m.schult@boev.de](mailto:m.schult@boev.de).

Durch die Digitalisierung der Texte können Fehler aufgetreten sein. Falls Sie Fehler entdecken, wären wir Ihnen für einen kurze Mitteilung dankbar.